

SPIEL, METAPHER, KOMMUNIKATION

Zu Uwe Grodds Kunst

Das Leben ist eine Schifffahrt: Nautische Metaphern gehören seit Homers Odyssee zum festen Bestand der westlichen Kultur. Uwe Grodd interpretiert sie auf seine Weise. „I wonder if I'll ever make it home“ ist der Titel einer Arbeit, der als Motto über dem gesamten Werk des am 12. Mai 1954 in Wiesbaden geborenen, am linken Niederrhein aufgewachsenen, seit langem in Frankfurt beheimateten Künstlers stehen könnte.

Zu sehen ist ein Boot samt Steuermann, beide zeigen sich nicht in bester Verfassung. Segel und Ruder sind zerstört. Der im Wesentlichen aus zwei mehr oder weniger rechtwinkligen Holzteilen bestehende Bootsführer wirkt verunsichert, ratlos und fragt sich offenbar, wie er es jemals wieder nach Hause schaffen soll. Bei näherem Hinschauen zeigt sich: Das Schiffchen liegt am Strand auf gelbem Sand. Es ist einem Boot nachempfunden, das Vincent van Gogh gemalt hat, einer der großen Getriebenen in der Kunst.

Das Grodd-Schiff ist offenbar nicht auf einer Insel der Seligen gestrandet. „Verweile doch, du bist so schön“, dürfte hier niemand zum Augenblicke sagen. Das Problem ist eher, wie diese missliche Situation zu beenden ist. Mit Goethes Faust, dem Inbild aller Unzufriedenen und Suchenden, sind wir beim Grundsätzlichen gelandet, um das es Grodd auch immer geht: Kommen wir jemals an? Und werden wir je auf festem Grund stehen?

Frühere Generationen hatten strikte Vorstellungen, wie Lebenswege auszusehen hatten. Nach Kindheit

und Jugend kam die Zeit der Reife. Es war erstrebenswert, erwachsen zu werden. Auf Menschen, die sich ihre Kindlichkeit bewahrt hatten, schaute die bürgerliche Gesellschaft herab, und Künstler waren für die Kaufleute nichts anderes als auf einer frühen Entwicklungsstufe stehengebliebene Personen.

Heute ist die Lage anders. Beuys' Diktum, wonach jeder Mensch ein Künstler ist, scheint zur gesellschaftlichen Wirklichkeit geworden zu sein – anders, als er es sich gedacht hat. Aber wenn es auch bedeutet, das Leben nach seinen eigenen Vorgaben zu gestalten, ist zumindest ein Teil seiner Vision verwirklicht. Und viele suchen das Kind in sich zur Geltung zu bringen. Grodd treibt die Frage um, ob Künstler und (post-)moderne Menschen überhaupt jemals nach Hause kommen, sich zufrieden geben mit dem, was ist, sich einrichten können in einem Zustand, in dem sich aller Taten- und Wissensdrang beruhigt. Wir ahnen die Antwort.

Die Schifffahrt steht seit der Antike für das menschliche Dasein und was einem Individuum im Lauf der Jahre begegnen kann. Lassen wir uns von der Metaphorik ein bisschen treiben: Die Fahrt verläuft oft nicht geradlinig, die Umstände, meteorologische, schicksalshafte in der Biographie, erzwingen Umwege. Überall lauern Untiefen. Auf schwankenden Kähnen unter wolkenverhangenem Himmel geht es durch die raue See. Bei Blitz und Donner droht gar der Schiffbruch.

Wir haben es mit stürmischen Zeiten und emotionalen Flauten zu tun, manche mögen unbeschwert dahin-

gleiten, andere haben unaufhörlich mit aufgewühlten Gewässern zu kämpfen. Stets besteht die Gefahr, in die falsche Richtung zu segeln, und der Wind kann sich jederzeit drehen. Im wogenden Ozean verliert man leicht den Überblick, das große Ziel, festes Land unter die Füße zu bekommen, schwindet womöglich dahin, aber am Horizont scheinen manchmal ganz neue Möglichkeiten auf, Inseln des Glücks, Eilande der Wonne, üppige Paradiese. Wäre da bloß nicht die Furcht, an Felsen zu zerschellen oder von Strudeln in die Tiefe gezogen zu werden.

Ein anderes metaphorisches Netzwerk hat mit dem Fliegen zu tun, dem Traum von der Schwerelosigkeit, dem sanften Dahinsegeln in den Lüften und dem Absturz beim Versuch, es den Vögeln gleichzutun. Höhenflüge können gelingen, aber eine Bruchlandung ist nicht ausgeschlossen. Mit einem kaputten Propeller kann man erst gar nicht starten. Das funktionsunfähige Flugzeug, das Grodd parallel zum unnavigierbaren Schiff geschaffen hat, lässt dieselbe Frage wie dieses aufkommen: Was nun?

In Abwandlung eines Adorno-Spruchs, den das einstige Haupt der Frankfurter Schule auf die Philosophie geprägt hat, lässt sich sagen: Die Kunst ist das Allerernsteste, aber so ernst wieder auch nicht. Als habe Grodd diesen Satz verinnerlicht, sind seine Arbeiten von einem spielerischen Ernst und einer ersten Verspieltheit, sie sind so humorvoll wie von existenzieller Tragweite, so heiter wie eindringlich, so komisch wie dramatisch, so grundsätzlich wie absurd.

Die Figuren, seien sie aus Holz oder Gips, wirken oft perplex, verunsichert, wundern sich, wie sie in eine bestimmte Lage kommen konnten, und trotzen offenbar dennoch den Widrigkeiten, denen sie ausgesetzt sind. Sie sind kantig und knorrig, eigensinnig und spröde. Und stellen sich als Boxer, Fußballer oder Gewichtheber Herausforderungen, die nicht nur sportlicher, sondern darüber hinaus existenzieller Natur sind: Das Leben ist Kampf, der Streit unvermeidlich.

Die Welt, mit deren Tücken sie es zu tun haben, hinterlässt Spuren, gelegentlich keimen Erkenntnisse auf, die sie mit dem Publikum teilen wollen. So warnt der Hase andere Hasen davor ins Wasser zu gehen, denn was sie sich vielleicht wie ein herrliches Vergnügen vorstellen, ist in Wirklichkeit eine Qual: Obwohl sie schwimmen können, macht es keinen Spaß, ins kühle Nass zu springen, weil ihr Fell nicht fettig genug ist, um sie unbeschwert durch das feuchte Element gleiten zu lassen. Stattdessen müssen sie kräftig paddeln, wie uns ein Text belehrt, der auch eine Moral bietet: Nicht alles, was man machen kann, sollte man auch tun. Der Hase erinnert nicht von ungefähr an die Beuys-Aktion, bei der er dem toten Hasen die Kunst erklärt.

Grodd hat einen Hang zum Erzählerischen, aber auch zu knappen Sätzen, die eine Gewissheit aussagen können oder aber an einer festen Meinung rütteln. „Don't pimp an iglu“ zählt zu meinen Favoriten: Was soll man an einem Iglu verbessern, warum ihn mit

bunten Tüchern oder anderem aufhübschen, wo er doch mit seinem kalten Weiß schon vollkommen ist.

Der Frankfurter Künstler mischt häufig Text und Bild respektive Plastik, um einen Bedeutungskontext herzustellen. Das hat oft witzige Kombinationen zur Folge wie auf jenem Foto, auf dem der Schriftzug „Versaci“ neben einem ebenso eiteln wie vierschrötigen hölzernen Modell zu lesen ist. Grodd kennt sich aus mit der Antike, mit den Alten Meistern, mit der Moderne. Seit vielen Jahren arbeitet er am Liebieghaus, Frankfurts Museum alter Plastik, am Städelmuseum, an der Schirn Kunsthalle.

Theoretisch und praktisch setzt er sich mit der Kunstgeschichte auseinander. Er bringt Minotaurus und Atlas ins Bild, zitiert neben Beuys und van Gogh noch andere moderne und zeitgenössische Künstler, etwa Jeff Koons, wenn er zwei giftgrüne Hulks eine Glocke tragen lässt. Popkulturelle Anspielungen finden sich bei Grodd ebenso wie formale Bezüge zu Walter Dahn und dessen Konzept von „bad painting“, das der Illusion von realistischer Darstellung eine Absage erteilt.

Realistisch ist auch das alte Fenster nicht, das zwar wie ein objet trouvé wirkt, von Grodd aber sorgfältig in Form gebracht wurde. Außerhalb seines ursprünglichen Funktionszusammenhangs gewinnt es ungeahnte ästhetische Qualitäten und versinnbildlicht gleichsam die Idealvorstellung einer aus Scheibe und Rahmen gebildeten Wandöffnung. Die Dialektik aus Innen und Außen, Privatraum und Welt,

Durchlässigkeit und Undurchlässigkeit entfaltet sich angesichts eines Objekts, das für sich genommen eine eigentümliche Schönheit besitzt. Das Fenster kann man sich auch als Requisit in einer Szene vorstellen, wie Grodd sie häufig zusammenstellt. Sie erinnern an Theaterkulissen, das Puppentheater und Guckkästen.

Grodd, der vom Besuch der Saint Martin's School of Art in London nachhaltig beeindruckt wurde, hebt auf den kommunikativen Aspekt auch herkömmlicher Gattungen wie der Skulptur ab: Exemplare des immergleichen Köpfcens aus gebranntem Ton verteilte er an Freunde und Bekannte, stellte dem einen oder der anderen auch einen Wassermalkasten zur Verfügung. Es galt, die weißen Figuren zu bemalen oder anderweitig zu gestalten.

Das serielle Prinzip traf auf das der Individualität. Wir sehen: Wiederholung und Variantenreichtum schließen sich nicht aus, ebenso wenig Ordnung und schöpferische Ideen. Und alles geschieht in einem überschaubaren Rahmen, „Anti-Monumentalismus“ nennt Grodd das. Diese Kunst kommt den Betrachtenden entgegen. Sie macht ihnen Angebote. Sie lädt ein, Metapherengewebe fortzuspinnen. Die Kunst ist ein Spiel. Wie das Leben. Und das Spiel geht weiter.

MICHAEL HIERHOLZER